

Michael Kerres

Fachhochschule, Universität? Die Hochschulwelt ordnet sich neu

Die 90er Jahre waren das Jahrzehnt der Diskussion über die Zukunft der Hochschulen. Nun hat der Umbau des deutschen Hochschulwesens begonnen – einer der größten Umbauten in der Geschichte – und das überraschend lautlos. Wie entwickelt sich dabei die Differenz zwischen den Systemen Fachhochschule und Universität? Der Beitrag zeigt auf, wie sich diese Grenze auflöst und was damit für Herausforderungen an die Profilbildung und strategische Positionierung der Hochschulen entstehen.

In der scheinbar „heilen“ Hochschulwelt zu Ende des letzten Jahrhunderts war das Hochschulwesen in die Systeme „Universität“ und „Fachhochschule“ unterteilt.¹ Und innerhalb dieser beiden Sphären schienen alle Hochschulen irgendwie gleich: Nur Insider wussten um die Unterschiede und Stärken einer Hochschule. Dies ändert sich zurzeit grundlegend, etwa durch Rankings, die Unterschiede zwischen Hochschulen sichtbar machen, durch die Exzellenzinitiative des Bundes, durch die forschungsstarke Universitäten erkennbar werden, und nicht zuletzt durch den Bologna-Prozess, in dem Studiengänge europaweit auf Bachelor- und Master- Abschlüsse umgestellt werden.

Im Zuge dieser Entwicklung ordnet sich die deutsche Hochschullandschaft neu und das in einem rasanten Tempo. In den nächsten zehn Jahren wird das deutsche Hochschulwesen eine der größten Transformationen in seiner Geschichte durchlaufen. Ein wesentlicher Effekt: Es verwischen sich die Grenzen zwischen „Universität“ und „Fachhochschulen“; alle Hochschulen müssen – jenseits dieser einfachen Zweiteilung - ihr eigenes Profil finden und ihre Stärken in Forschung und Lehre herausarbeiten. Ein mühsamer Weg, an dem noch viele Fragezeichen stehen und dessen Ergebnis keineswegs offensichtlich ist.

Universitäten sahen sich bislang in besonderer Weise der Forschung verpflichtet und definierten die Qualität ihrer Lehre besonders aus der Nähe zu eigener Forschung. Der Auftrag von Fachhochschulen war immer klar auf Ausbildung und eine wissenschaftlich fundierte – aber nicht unbedingt auf eigener Forschung basierenden - Lehre ausgerichtet. Diese scheinbare klare Ordnung der Profile von Universitäten versus Fachhochschulen war schon lange fraglich, nunmehr wird die Grenze brüchig.

Die Universitäten haben in den 1960/70er Jahren einen enormen Ausbau erfahren. Mit der

Neugründung von Universitäten, dem Ausbau von Fakultäten und neuen Studiengängen wurden viele neue Stellen für wissenschaftliches Personal eingerichtet. Dieser Ausbau diente vor allem durch die Massen an Studierenden motiviert und ist nicht unbedingt einhergegangen mit einer entsprechenden Steigerung der Forschungsleistung. So ist in Universitäten keineswegs an allen Orten und Instituten ein – an (inter-) nationalen Standards bemessen – substantieller Forschungsertrag zu erkennen. Die außeruniversitäre Forschung – im öffentlichen gleichwohl wie im privaten Sektor – hat gleichzeitig überproportional an Bedeutung gewonnen und wetteifert mit Universitäten um ihren Rang als die zentralen Orte der Gesellschaft für Forschung.

Durch die Exzellenzinitiative erhalten nun einige wenige Universitäten den Nachweis, dass in ihren Einrichtungen Forschung auf höchstem Niveau betrieben wird. Staatliche Mittel werden hier verstärkt investiert werden, um diese Aktivitäten zu fördern. Die Exzellenzinitiative – lange Zeit umstritten zwischen Bund und Ländern – wird mittlerweile als ein wichtiges Instrument anerkannt, um Spitzenforschung in Deutschland und im internationalen Forschungswettbewerb zu stärken. Nun stellt sich aber für die Mehrheit der Universitäten, die *nicht* als forschungsstarke Universität „geadelt“ wurden, die Frage: Was tun? Wird man nun zu einer Lehr-Universität „degradiert“?

Betrachten wir die Situation der universitären Lehre: Studium und Lehre haben in den letzten 35 Jahren kontinuierlich an Bedeutung gewonnen. Die Studierendenzahlen sind überall gestiegen und für das wissenschaftliche Personal ist es bei knappen Ressourcen zunehmend schwieriger eine angemessene Betreuung zu leisten. In einigen Fächern bestehen zum Teil wenig günstige Zustände in der Lehre, etwa was die Intensität und Qualität von Lehre und Lernen oder auch die räumlichen Verhältnisse betrifft. Die Frage erscheint berechtigt, ob unter den existierenden Bedingungen in allen Studiengängen von einem „ordnungsmäßigen“ Studium ausgegangen werden kann.

¹ Weitere Typen von Hochschulen in Deutschland, wie Pädagogische Hochschulen, werden im Folgenden aus analytischen Gründen vernachlässigt.

Bei Studiengängen mit den neuen Bachelor- und Master- Abschlüssen muss nunmehr die „Studierbarkeit“ des Faches nachgewiesen werden, - für die Massenfächer an Universitäten keine einfache Aufgabe. Bei gegebenen finanziellen Mitteln wird die Zahl der Studienplätze sinken, um jene Betreuung zu gewährleisten, die für eine Akkreditierung des Studiengangs erforderlich ist. Eine Reihe bestehender Angebote wird damit nicht in die neue Bachelor-/Master- Struktur überführt werden können. Denn die verfügbare Ausstattung (Personal, Laborplätze, Sachmittel usw.) ist nicht ausreichend, um ein ordnungsgemäßes Studium für beliebig viele Studierende zu garantieren.

Damit wird offensichtlich, dass die universitäre Lehre zum Teil einer Selbstlüge unterlag, die letztlich das „Studium“ auf ein „Selbststudium“ reduzierte: Man hat – in der Regel gerade in bereits überlaufenen Fachbereichen – immer mehr und neue Studienrichtungen eingeführt ohne über die erforderliche Ausstattung zu verfügen. So etwa Studienfächer eingerichtet worden, die nur von einer einzigen Professur bedient werden. Ein Trick: Durch polyvalente Veranstaltungen, die für eine Reihe von Studiengängen anrechenbar sind, wird die verfügbare Lehrleistung künstlich vervielfacht. Bei den neuen Studiengängen und deren Akkreditierung fällt diese Praxis wie ein Kartenhaus zusammen. Nun ist das Personal der Zahl der Studienplätze zuzuordnen und zwar so, dass ein betreutes Studium in angemessenen Gruppengrößen als wahrscheinlich gelten kann.

Die Umstellung auf die neuen Studiengänge führt zu einer erheblich höheren Betreuungsleistung: Anwesenheit in Veranstaltung wird als obligatorisch erwartet und mit „Credit Points“, dem neuen Punktesystem, ausgewiesen. Alle Studienleistungen sind durch Prüfungen nachzuweisen. An den Hochschulen, an denen große Studiengänge bereits umgestellt worden sind, wird offensichtlich, dass diese Aufwände in der Lehre nicht wie bisher zu leisten sind. Für die Betroffenen wird klar, dass hiermit Verschiebungen in ihrer Arbeitszeit verbunden sind und Lehraufgaben an Gewicht gewinnen. Plötzlich fällt vielerorten auch auf, dass die Universitäten – selbst bei geringeren Studierendenzahlen – überhaupt nicht über die erforderlichen Räumlichkeiten verfügen, die sich aus einer angemessenen Betreuung in überschaubaren Gruppen, wie in Laborpraktika, Übungen, Verhaltenstrainings usw. ergeben. Und die Studiengebühren werden ein weiteres dazu tun, dass die Hochschulen die Qualität ihrer Lehre nicht vernachlässigen dürfen. Studierende als Kunden einer Dienstleistung werden bestimmte Dienstleistungen ihrer Hochschule verstärkt einfordern und auf einer „Studierbarkeit“ und angemessenen Betreuung bestehen.

Eine weitere Herausforderung für die universitäre Lehre: Bachelor-Studiengänge sollen – anders als bisherige Diplom-Studiengänge – deutlich auf ein bestimmtes Berufsfeld ausgerichtet sein. Dieses Berufsfeld ist nicht nur genau zu beschreiben, sondern die Lehrveranstaltungen sind auch inhaltlich auf bestimmte Tätigkeiten in diesem Berufsfeld auszurichten. Bisher galt die Annahme, die Studierenden würden bestimmte, für den Eintritt in das Berufsfeld erforderliche Schlüssel- oder Zusatzqualifikationen, wie Sprachkenntnisse oder Soft-Skills, schon selbst „irgendwie“ erwerben, sei es in Praktika oder Aktivitäten außerhalb der Hochschule. Die neuen Studiengänge sollen diese Qualifikationen nun explizit vermitteln und ihre Studieninhalte an die Anforderungen beruflicher Praxis ausrichten.

Zu Ende gedacht impliziert dies ein radikales Umdenken der universitären Lehrpraxis, da sich die Inhalte der Lehre dort bislang vor allem aus der Wissenschaft selbst ableiteten und begründeten. Viele der bislang akkreditierten Studiengänge an Universitäten sind dieser Forderung nur halbherzig gefolgt. Verbreitet ist die Praxis, das vorhandene Lehrangebot mit ein paar Kursen zu Rhetorik und Power-Point, zu Sprachen und zur Praktikumsvorbereitung zu komplettieren, die man sich mit Lehraufträgen einkauft. Eine konsequente Neuausrichtung der Lehrinhalte und auch Lehrmethoden, mit denen eine solche Anwendungsnähe eingelöst wird, findet sich vergleichsweise selten.

Es ist fraglich, ob Universitäten mit einer bloß halben Umstellung ihrer Curricula im Wettbewerb der Hochschulen perspektivisch erfolgreich werden. Dann können sie in die Zange der Studienangebote der Fachhochschulen geraten, deren Studiengänge eine Berufsfeld- und Anwendungsorientierung schon eher einlösen. Fachhochschulen haben sich mit diesem Profil in ihrer jungen Geschichte im Hochschulwesen gut etablieren können.

Fachhochschulen sind in Fächern aktiv, in denen es um die wissenschaftlich fundierte Vermittlung von praxisnahem Professionswissen geht, wie in den Fächern Betriebswirtschaft, Ingenieurwesen und Informatik oder Sozialpädagogik. Ministerielle Vorgaben sehen Fachhochschulen vor allem als „Ausbildungsbetriebe“, die eine große Zahl von Akademiker/innen mit vergleichsweise geringen Kosten und guten Arbeitsmarktchancen hervorbringen.

Faktisch wird an Fachhochschulen aber durchaus Forschung betrieben; eine Forschung, die oft mit dem Label „anwendungsorientiert“ bezeichnet wird. Allerdings ist das Label *anwendungsorientierte Forschung* längst irreführend. Fachhochschulen beheimaten überwiegend *Kontextwissenschaften*, die ihren Forschungsgegenstand aus einem bestimmten institutionellen Zusammenhang oder konkreten gesellschaftlichen Anliegen ableiten. Insofern ist der

Unterschied der Forschung zwischen Universitäten und Fachhochschulen wesentlich weniger grundsätzlich als entsprechende Labels vermuten lassen. Allerdings ist an Fachhochschulen etwa das Publizieren von Forschungsergebnissen in Zeitschriften oder auf Tagungen weniger üblich, nicht zuletzt weil dies innerhalb des Systems bislang weniger positiv sanktioniert wurde.

Konsequenterweise stellte sich dann die Frage, warum alle Fachbereiche an Universitäten Promotionsrecht besitzen, aber forschungsintensive Fachbereiche an Fachhochschulen nicht. Ein Ansatz fordert, das Promotionsrecht - unabhängig von dem Typ der Hochschule - an den nachweisliche Forschungsaktivitäten in einem Fachbereich zu knüpfen, - eine schwer hinnehmbare Vorstellung für Universitäten, der man aber nur offensiv begegnen kann, nämlich durch den selbstverständlichen Nachweis entsprechender Forschungsleistungen.

Warum dann nicht Gesamthochschule? Sie wurde als neuer Hochschultyp 1971/2 in Hessen und NRW eingeführt und sollte - ähnlich der Gesamtschule - Fachhochschule, Pädagogische Hochschule und Universität unter einem Dach zusammenführen. Für die Studierenden durchaus attraktiv, denn sie konnten im Laufe des Studiums entscheiden, ob sie sich mit einem FH-Diplom begnügen wollen oder das längere, wissenschaftlich anspruchsvollere Universitätsdiplom anstreben. Damit nahmen die Gesamthochschulen das Bachelor- Master - System, das nun zum Standard für Hochschulen wird, vorweg. Trotzdem: Es gelang ihnen nicht, die Profile von Universität und Fachhochschule in ein neues Konzept zusammenzuführen. Durch ungünstige Ausgangsbedingungen (wie z.B. eine deutlich geringe Grundausstattung) blieben sie in vielen Bereichen sowohl schlechtere Universitäten als auch nur halb gewollte Fachhochschulen. Die nunmehr in Universitäten überführten Gesamthochschulen kämpfen bis heute mit diesem Erbe.

Damit wird deutlich: Die Profile von Hochschulen lassen sich längst nicht mehr entlang der Differenz von Universitäten *versus* Fachhochschulen definieren. In Großbritannien wurden die Polytechnics bereits 1992 in *Universities* überführt. Die deutschen Fachhochschulen nennen sich im Englischen bereits seit den 1990er Jahren „University of Applied Sciences“. Der Begriff „Fachhochschule“ entzieht sich einer direkten Übersetzung und lässt sich kaum anders ins Englische übersetzen. Zunehmend beobachten wir auch in Deutschland, dass sich Fachhochschulen in Hochschulen umbenennen.

Die sich abzeichnende Auflösung einer klaren Differenz von Universität und Fachhochschule ist für manche Universitätsprofessor/innen wenig angenehm. Sie bedroht ihr Weltbild von der Einteilung des Hochschulwesens in die „forschungsgetrie-

bene“ Universität, die neue Erkenntnisse produziert, und den „Ausbildungsbetrieb“ Fachhochschule, der das universitäre Wissen an die Breite der intellektuell weniger begabten Fachhochschul-Studierenden weitergibt.

Diese Entwicklung wird zum Teil auch von Seiten der Fachhochschulen mit Skepsis beobachtet. Und so werden die Bachelor- Studiengänge von Universitäten, die nun stärker auf Berufsfelder ausgerichtet werden, teilweise mit Sorgen wahrgenommen. Denn genau dies ist die angestammte Stärke der Fachhochschulen.

Für einen Studieninteressenten wird die Differenz zwischen einem Fachhochschul- und Universitätsstudium nahezu vollkommen verschwinden. Klar strukturierte Bachelor-Studiengänge mit kurzer Studiendauer und Berufsfeldorientierung werden alle Hochschulen anbieten, Übergänge zu unterschiedlich profilierten Master- und letztlich Promotionsstudien sind möglich. Bleibt vielleicht als Argument, dass der Kontakt zu Professoren an Fachhochschulen direkter ist, während an vielen Universitäten mehr Chancen bestehen, an aktuelle Forschungsaktivitäten herangeführt zu werden.

Dies alles macht deutlich, wie sehr sich die etablierten Vorstellungen von Universitäten und Fachhochschulen verwischen. Der Prozess der Neuordnung des Hochschulwesens greift das Selbstverständnis aller Hochschulen an, weil sie sich auf tradierte Modelle und Zuschreibungen nicht mehr verlassen können. Sie müssen sich in dieser „Unordnung“ orientieren und bewegen. Sie müssen sich strategisch verhalten und im Hochschulsystem aktiv positionieren.

Bislang sind nur zwei Typen von Hochschulprofilen klar erkennbar. Forschungsstarke Universitäten bzw. Fakultäten einerseits und eher auf Lehre fokussierte Hochschulen bzw. Fakultäten andererseits. Dies spiegelt - nicht zufällig - erneut die traditionelle Differenz zwischen Universität und Fachhochschule wider, lässt aber für die breite Masse insbesondere der Universitäten ein großes Vakuum. Was bleibt also, wenn man nicht zu den forschungsstarken Universitäten gehört?

Verschiedentlich hört man, man könne eine Unterscheidung zwischen Forschungs- und Lehruniversitäten treffen. Mancherorten wird von A- und B-Universitäten gesprochen. Diese Perspektive ist für Universitäten, die nicht als Forschungsuniversitäten gelten, wenig attraktiv. Befürchtet wird der Abstieg in eine zweite Liga von Universitäten, - und damit einhergehenden schlechteren Arbeitsbedingungen. Die Sorge: Was sollte eine „Lehr-Universität“ anders sein als eine Fachhochschule, - nunmehr erweitert um die an Universitäten beliebten geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Fächer oder die Medizin?

Für die breite Gruppe dieser Hochschulen stellt sich damit die existentielle Frage, wie eine tragfähige Positionierung in der Hochschullandschaft jenseits der ausgewiesenen Forschungs-Universitäten aussehen kann. Gibt es eine Alternative zur „Lehr-Universität“, die den meisten Universitäten als Schreckgespenst droht? Zurzeit folgen die überwiegenden Universitäten einer *Me too*-Strategie, indem sie alle Energien darauf konzentrieren, bei den „forschungsstarken Universitäten bzw. Fakultäten“ dabei zu sein. Man setzt alles darauf, in den elitären Club der Forschungs-Unis aufzusteigen. Momentan sicherlich keine falsche Strategie, doch perspektivisch werden die „B-Universitäten“ nicht umhin kommen zu klären, was ihre Identität eigentlich ausmacht – jenseits der Tatsache, dass sie nicht dem „Club“ angehören.

Dann werden die Universitäten intensiver über ihr Selbstbild, ihre Vision und Strategie nachdenken und sich ihrer Stärken und Schwächen, ihren Chancen und Risiken bewusst werden müssen. Bislang strebten die größeren Universitäten vor allem dem Ideal einer *Volluniversität* nach; einer Hochschule, die möglichst viele Fächer vorhält, um dem Anspruch von Universität als „universellem“ Ort des Wissens gerecht zu werden. Dies erscheint längst als eine Illusion, wenn man den Grad der Differenzierung des Wissenschaftssystems bedenkt. Strategie- und Profilbildung wurden dagegen bislang oft nur als andere Worte für Mittelkürzungen erlebt. Sie galten als Euphemismen für die wenig appetitliche Suche nach Schwachstellen in der Organisation, wo Mittelkürzungen mit möglichst wenig Folgen und Widerstand durchsetzbar sind.

Eine Strategieentwicklung, die in eine tragfähige Profilbildung mündet, ist bislang an wenigen Hochschulen sichtbar. Hochschulen waren lange Zeit gar nicht „strategiefähig“, um eine solche Identität formulieren zu können. Durch die Rotation von Leitungsämtern und die Macht der Hochschulgremien entstand mit jedem Wechsel in deren Besetzung im Turnus von zwei bis vier Jahren ein Zick-Zack-Kurs.

In der Profilbildung sind Schwerpunkte zu setzen, die Themen oder Felder auch *ausschließen*. In Unternehmen wird von „Kernkompetenzen“ gesprochen. Die gängige These: Unternehmen müssen sich auf wenige Kompetenzen konzentrieren. Bereiche, in denen man gegenüber unmittelbaren Konkurrenten keinen spezifischen Vorteil entwickeln kann, sollte man aufgeben, zurückfahren oder von externen, besser aufgestellten Partnern hinzunehmen.

Dies wäre das Gegenmodell zur „Volluniversität“, die ihre Stärke bereits darin sieht, möglichst viele Themen und Fächer vorzuhalten. In dem Ansatz der „Kernkompetenzen“ wäre dagegen zunächst jede wissenschaftliche Einrichtung aufgefor-

dert, spezifische Qualitäten zu benennen, die eine Alleinstellung gegenüber anderen Hochschulen begründet und in denen besondere Leistungen vorliegen. Diese Stärken müssten weiterentwickelt und gezielt gefördert werden. Ist ein Fach besonders „stark“, sollte es weitere Verstärkung erfahren, – auch dies eine völlige Abkehr vom bisher gängigen Prinzip, wonach ein Lehrstuhl selten und ungern „parallel“ und „doppelt“ besetzt wird. Lieber würde man weitere, neue Fachgebiete aufbauen, als bestehende Fachgebiete gezielt durch Mehrfachbesetzungen zu einem echten Zentrum auszuweiten. Doch nur eine solche Konzentration von Kompetenzen wird künftig international für Sichtbarkeit sorgen. Hier liegt auch die Chance für junge und forschungsschwächere Universitäten. Sie können bestimmte Themen besetzen, um ein Alleinstellungsmerkmal gegenüber anderen über die Zeit zu entwickeln. Dieser Prozess der Identifikation von Kernkompetenzen ist nicht einfach, sondern deutlich konfliktbehaftet, denn welche Professur ist nicht davon überzeugt, „Kernkompetenz“ zu besitzen? Auch hier wird deutlich, wie wichtig und verantwortungsvoll die Managementaufgabe in einer solchen Situation ist.

Ein ganz wichtiger Aspekt ist die neue Rolle der Ministerien. Die Bürokratie zieht sich in vielen Bundesländern aus einer Detailsteuerung der Hochschulen zurück. Sie stellt der Hochschule ein Globalbudget zur Verfügung, über dessen genaue Verwendung die Hochschule selbst entscheidet. In Zielvereinbarungen mit der Hochschule werden Eckpunkte der erwarteten Leistung festgeschrieben.

Diese neue Zusammenarbeit zwischen Ministerium und Hochschulen muss sich in der Praxis erst einspielen. Offen ist auch, welche Rolle „Hochschulräte“ einnehmen werden, die analog zu Aufsichtsräten in Unternehmen in einigen Bundesländern bereits eingerichtet worden sind. Besetzt werden sollen sie von Mitgliedern der Hochschule und externen Vertretern, etwa aus Unternehmen, gesellschaftlichen Institutionen oder der Politik. Wer aber definiert letztlich Profil und Strategie der Hochschule? Und wer spielt bei Zielvereinbarungen welche Rolle?

In wenigen Jahren wird man das deutsche Hochschulsystem kaum wieder erkennen. Aber es ist sehr wohl offen, wie es dann aussieht. Dies ist die Chance, Spielräume zu gestalten.

Dr. Michael Kerres, Professor für Erziehungswissenschaft, Leiter des Zentrums für Hochschul- und Qualitätsentwicklung der Universität Duisburg-Essen, Lehrtätigkeit an verschiedenen Universitäten und Fachhochschulen im In- und Ausland, E-Mail: michael.kerres@uni-duisburg-essen.de